

Spektrum Schweiz : Tessin : Città diffusa

Autor(en): **Magginetti, Renato / Malisia, Mauro / Meyer, Lukas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **87 (2000)**

Heft 11: **Bauen im System - Bauen mit System = Construire dans le système - construire avec système = Building in the system - building with system**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-65197>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Renato Maggini, Mauro Malisia und Lukas Meyer im Gespräch mit Paolo Fumagalli

Città diffusa

Paolo Fumagalli, Architekt, Lugano
Renato Maggini, Architekt,
Bellinzona
Mauro Malisia, Architekt, Tenero
Lukas Meyer, Architekt, Lugano

Testo originale in italiano da pagina 62

Auf den folgenden Seiten zeigt Werk, Bauen+Wohnen Bauten von jüngeren Architekten in der Region Tessin, also nicht Bauten von Botta, Snozzi, Vacchini, Campi oder Galfetti, deren Themen, die sich auf die Form, die Typologie und das Territorium beziehen, nachgerade bekannt sind. Vielmehr soll es hier um die Arbeiten einer jungen Generation gehen, die, wenn auch unter Schwierigkeiten, ihre eigenen Ideen und Überzeugungen – zusammen mit ihren Zweifeln und Illusionen – vorzulegen beginnt. Das «Spektrum Schweiz» dieser Nummer tanzt also etwas aus der Reihe. Dahinter steht die Hoffnung, dass sich, wenn das Wort – hier am runden Tisch und in der nachfolgenden Dokumentation – der jungen Generation gegeben wird, ein anderer und innovativer Diskurs entspinnt, mit vielen Fragezeichen auch über das Tessin und seine Architektur.

Malisia: Die elf ausgewählten Beispiele sind gewissermassen Entwurfsübungen, ja viele erscheinen als Experimente, in denen versucht wird, sich von den kulturellen «Verpflichtungen» gegenüber der Generation, die ab An-

fang Siebzigerjahre im Tessin gebaut hat, loszusagen, der Generation von Botta und Snozzi. Aber in dieser Richtung muss noch viel getan werden, der Schatten dieser «Meister» ist allgegenwärtig. Zudem offenbart sich in den Architekturen der jungen Generation eine grosse Vorliebe für das Formale; das einzige Ziel scheint darin zu liegen, dem architektonischen Objekt die bestmögliche Form zu geben. Dabei geht das Grundthema, das einst die Tessiner Architektur ausgezeichnet hat, verloren: der Bezug zum Territorium. Das ist ein Problem des kulturellen Backgrounds und nicht nur für die damalige Architektur, sondern auch die damalige Gesellschaft typisch. Mir scheint, dass die Jungen heute nur noch schöne Elementarformen – Kisten – entwerfen wollen. Man hat Angst, einen Fehler zu machen; da ist die Kiste die beste Art, sich aus der Affäre zu ziehen. Die Landschaft ist lediglich noch dazu gut, um zu wissen, wo die Sonne steht und woher der Wind bläst.

Meyer: Diese jungen Architekturen unterscheiden sich sehr stark voneinander; jeder Entwerfer macht etwas anderes. Die einen stehen der «Tessiner Schule» nahe, die anderen weniger. Aber diese Heterogenität ist ja gerade interessant, und ich finde, dass diese Freiheit des Ausdrucks positiv zu werten ist. Es ist, glaube ich, weder möglich noch notwendig, dass alle das Gleiche machen, eine Schule bilden, eine «Tendenza» vertreten. Aber das Problem liegt im Bezug zum Territorium. Für die Bottas und Snozzis der Siebzigerjahre musste die Architektur eines Gebäudes auch «einen Ort bauen», sich in ein präzises Verhältnis zur Landschaft setzen. Aber heute, was für ein Landschaftstypus bietet sich denn unseren Augen noch dar?

Maggini: Eine von den elf Arbeiten, die im Folgenden gezeigt werden, erscheint mir diesbezüglich interessant: die Einfamilienhaussiedlung von Meyer und Piattini. Auch wenn mir diese Architektur nicht besonders

nahe steht, finde ich interessant, wie quasi banale Themen – die farbig verputzte Mauer, das Fenster als Loch in der Mauer, die Fensterläden oder das Schrägdach – aufgegriffen und abgehandelt werden. Das Allerwichtigste aber ist an diesem Projekt, dass es etwas anderes vorschlägt als Häuschen auf der grünen Wiese oder Reihenhäuser, nämlich eine Serie von Seite an Seite stehenden kleinen Häusern, die an den öffentlichen Raum der Strasse angehängt sind. So wird ein interessanter Bezug zwischen Topografie und Parzellierung geschaffen, in einem sich regelmässig wiederholenden Modul, das eine ähnliche Rolle spielt wie früher der Holzbalken, dessen Länge die Masse der Bauten in alten Dorfkernen bestimmte. Aber sonst scheint die junge Generation dem Thema des Territoriums keine Beachtung mehr zu schenken – wie die hier publizierten Bauten bestätigen. Ihre Haltung ist weit entfernt von derjenigen der Tessiner Architekten der Siebzigerjahre. Denn deren Gemeinsamkeit war nicht so sehr der formale Ausdruck ihrer Architektur – die Vorbilder, auf die sie sich beriefen, reichten ja auch von Wright bis Le Corbusier, von Kahn bis Rossi –, sondern vielmehr der Wille, das Land zu modernisieren, das Gebäude in seine Umgebung einzupassen und präzise Bezüge zum Territorium herzustellen.

Meyer: Es stimmt, wir befinden uns heute in einer Krise, was den Einbezug der Landschaft anbelangt. Auf der anderen Seite muss man auch sehen, dass die Landschaft im Tessin sehr stark ist, viel stärker als die Architektur. Wenn wir ein Quartier anschauen oder eine Gruppe von Häusern auf einem parzellierten Gelände, dann spielt die Architektur des einzelnen Gebäudes überhaupt keine Rolle, was zählt, ist allein die städtebauliche Ordnung, die sie zusammenhält.

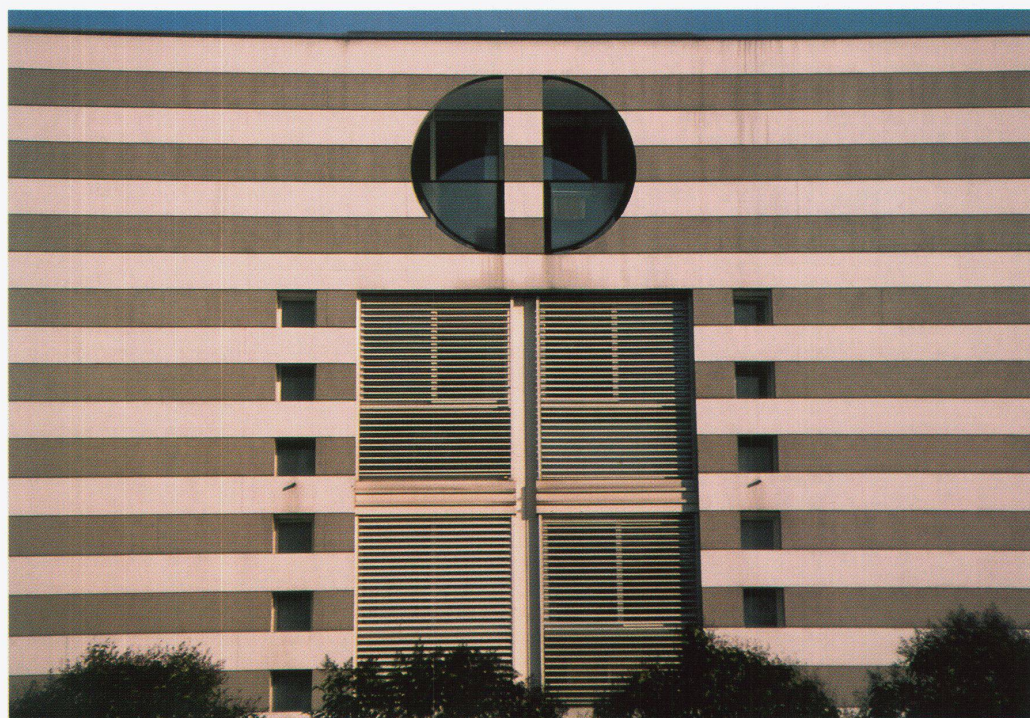
Fumagalli: Man kann diese Entwicklung klar umreissen. Nach der ersten Generation, von Tami und

Eine Peripherie ohne öffentliche Räume



nachher Carloni, wurde in den Siebzigerjahren von den jungen Architekten, die damals zu arbeiten begannen, eine grossartige «Revolution» gestartet, die im Erfolg von Botta, Galfetti, Vacchini, Snozzi, Campi, um nur einige zu nennen, gipfelte. Ihr Thema war nicht nur die Form der Architektur, sondern auch das Territorium. Die Achtziger- und Neunzigerjahre hingegen waren kritische Jahre, in denen der Einfluss der Vorgänger sich lähmend auswirkte auf die Zeichenstifte der Architekten, die zu bauen begannen. Wie Pilze schossen teilweise groteske Klone von mehr oder weniger kubischen Häusern mit horizontal gestreiften Backsteinfassaden aus dem Boden, lauter Häuser «alla Botta». Die Krise bezog sich auf den Entwurf des architektonischen Objekts. Ich frage mich, ob wir uns heute nicht einer Krise der Jungen gegenübersehen, die sich auf den Entwurf des Ortes, der Landschaft bezieht. Während in den Siebzigerjahren das Territorium die Grundlage des Entwurfs war, scheint der junge Architekt von heute nicht mehr daran zu glauben. Weil die Landschaft ihre formalen Eigenschaften eingebüsst hat, weil durch die Streuung der Bauten über das ganze Territorium, durch die Entstehung der «città diffusa», der entgrenzten Stadt, die Zahl der die Landschaft prägenden Elemente zurückgegangen zu sein scheint. Kurz, der junge Architekt von heute denkt nicht mehr daran, für den Entwurf eines einfachen Hauses das Territorium heranzuziehen.

Magginetti: Ich glaube nicht an die Stadt, die von Mailand bis zu den Alpen reicht. Für mich ist Stadt etwas von mehr ethischer Bedeutung, ein Ort, wo ganz bestimmte gesellschaftliche Beziehungen herrschen. In diesem Sinne ist der Dorfkern von Corippo mehr Stadt als die Stadt Milano-Airolo. Die Città diffusa hat keinerlei Zukunft, weder wirtschaftlich noch gesellschaftlich. Stadt ist ein Ort des Austausches, an dem alles überdauert, wenn das Gerüst der Infrastrukturen bestehen bleibt und die Bewohner der Stadt zusammenhält. Drei Dinge sind



grundlegend in einer Stadt: erstens die Bürger, der Einzelne, der sich bewusst ist, dass er zu einer Gemeinschaft gehört, zweitens die Infrastrukturen – für Kanalisation, Stromversorgung, Transport, Kommunikation –, drittens der Begriff der Begrenzung, der zur Definition eines Ortes gehört und der sich mit der Idee der Infrastruktur deckt – denn auch sie ist nicht unbegrenzt – und den Bezug zwischen Stadt und Land festlegt. Einem Ort eine Begrenzung zu geben, ist ganz wesentlich. Wenn man sich über diese Grenze hinausbegibt, verschwinden die Infrastrukturen oder werden schwach, verlieren an Wirkung und führen zu einer grossen Energieverschwendung. Die Stadt verliert ihren Zusammenhalt.

Meyer: Die heutige Stadt ist eine Città diffusa, es gibt auch andere Definitionen, aber sie ist heute Realität. Wenn man sie versteht, versteht man auch, was mit unserer Landschaft geschieht, versteht man die Peripherie. Ein Verständnis, das wesentlich ist, wenn man in dieser «neuen» Stadt bauen muss.

Malisia: Auch weil die Grenzen der Stadt sehr labil sind, ist ihre Bedeutung schwer zu ermitteln. Mit der Einführung des Begriffs Città diffusa gibt

man zu, dass man nicht weiss, wo die Stadt anfängt und wo sie aufhört. Sie ist nicht mehr eine gemeinnützige Einrichtung, sondern nur noch eine räumliche, die keine Grenzen mehr hat.

Fumagalli: Stadt bedeutet nicht nur gebaute Kontinuität, sie besteht auch aus festen internen Beziehungen, gesellschaftlichen und Arbeitsbeziehungen, Beziehungen zwischen den einzelnen Monumenten – den Gebäuden und Plätzen. Città diffusa ist mehr als alles andere urbanisierte Landschaft, was nicht schon heissen will, dass Stadt bereits so zustande kommt. Selbst wenn ich in Betracht ziehe, was Renato Magginetti über die Infrastrukturen, die Kanalisation, die Transportmittel – und auch über den Begriff der Grenze – gesagt hat, muss ich feststellen, dass das Tessin tatsächlich eine einzige Stadt ist. Denn zwischen Bellinzona und Locarno, zwischen Bellinzona und Biasca, zwischen Lugano und Chiasso gibt es keine Abgrenzungen mehr, weil der ganze Talgrund des Kantons überbaut ist, weil man für Alptransit einen einzigen,

«Botta»-Motive der Architektur der Achtzigerjahre

gemeinsamen Bahnhof vorsieht. Auch die Infrastrukturen sind bereits auf eine einzige Stadt, die Stadt Tessin, ausgerichtet. Die Alpen sind die Grenze.

Magginetti: Ich kann gut leben mit der Vorstellung von der Stadtregion Tessin. Aber es gibt «Quartiere» in dieser Stadt. Lugano, Bellinzona, Mendrisio und Chiasso sind Quartiere der Stadt Tessin. Und ich bin überzeugt, dass diese Quartiere ihre Grenzen wiederfinden müssen, ihre Begrenzung zum Land hin, wobei ich nicht an das kultivierte Land denke. Hier geht es um Hierarchie. Ich akzeptiere die Idee der Città diffusa unter der Bedingung, dass man auch das Kleine und seine Besonderheiten berücksichtigt. Das Grosse ist aus lauter Kleinem zusammengesetzt.

Meyer: Die Begriffe Stadtregion oder Città diffusa definieren lediglich ein städtebauliches Phänomen und können nicht als Kriterium herhalten, um zu beurteilen, ob dieses richtig oder falsch ist. Die Bewertung geschieht auf zwei verschiedenen Ebenen. Auf der einen Seite haben wir die Feststellung, dass das Tessin eine Città diffusa ist, die dann aber auf der anderen Seite, bei näherem Hinsehen, Begrenzungen, Infrastrukturen, Grünraum, Gebautes erkennen lässt. Dabei darf man die laufenden Veränderungen im Gebrauch der Stadt nicht vergessen: Am Samstagnachmittag findet man mehr Leute im Shoppingcenter von Grancia als auf der Piazza della Riforma in Lugano. Mehr Leute an einem nicht urbanen Ort als in der traditionellen Stadt! Ist das nicht auch ein Problem der Begrenzung?

Malisia: Ja, aber früher befanden sich die Orte des Austausches, die Marktplätze, in der Altstadt, innerhalb der mittelalterlichen Stadtmauern. Heute gibt es Einkaufszentren. Die Funktionen an sich haben sich nicht verändert, sondern die Orte, wo sich die Leute begegnen. Zudem – reden wir doch Klartext – spricht man im Tessin gern von Stadtregion, weil es «die» Stadt nicht gibt, nur lauter Kleinstädte. Das Tessin ist eine städtische Agglomeration, die sich ständig vergrössert und Land frisst, aber es ist keine Stadt, es hat weder eine Metro noch die Infrastrukturen einer Grossstadt wie Paris. Die Stadt besteht nicht allein aus Häu-

sern und Palästen, sie hat auch eine politische Struktur. Das Tessin ist aus lauter «Campanili» zusammengesetzt, geprägt von Konkurrenzdenken; dem einzelnen Dorf kommt noch grosses Gewicht zu.

Fumagalli: Dahinter steht aber auch eine romantische Vorstellung von Stadt, einer mittelalterlichen Stadt mit ihrer Kirche, ihrem Platz, ihren Stadtmauern als Begrenzung. Eine heutige Stadt ist Los Angeles, die Città diffusa par excellence. Ein riesiges städtebauliches Netz, 100 auf 100 km gross, das in Quartiere aufgeteilt ist. Es gibt Bewohner dieser Quartiere, die noch nie in einem anderen Quartier waren. Wenn man von der Città diffusa Tessin spricht, meint man genau das: ein ausgedehntes amorphes Gewebe mit Inseln im Innern, den Quartieren, die den alten Dörfern und Weilern entsprechen, an denen sich das Wachstum noch ablesen lässt. Aber ausserhalb der historischen Kerne ist die Stadterweiterung eine andere: sie verläuft entlang den Verbindungswegen, die durch sukzessive Überbauung entstanden sind.

Malisia: Hier läuft man allerdings Gefahr, den Schluss zu ziehen, dass alles Stadt sei, das Tessin sozusagen die Peripherie von Mailand. Ich habe den Eindruck, dass der Begriff von der Città diffusa mit einer Art Einheitslektüre des Kontexts einhergeht, die dessen Besonderheiten nicht wahrhaben will. Das Territorium ist in Wirklichkeit sehr differenziert. Es ist keine Wüste.

Meyer: Auch das ist eine Frage des Massstabs. Man kann das Ganze in dem Sinne lesen, dass sich von Mailand bis Airolo eine einzige Stadt gebildet hat, aber man kann das Ganze auch in einem kleinen Massstab lesen und sieht den Feldweg, der von der Hauptstrasse zu dem kleinen Grundstück führt, auf dem gebaut werden soll, ganz aussen an der Peripherie. Dazu fällt mir Corboz ein, der in diesem Zusammenhang von einem Palimpsest spricht, einem schon einmal beschriebenen Schriftstück, auf dem man weiters schreibt. Die Peripherie stellt eine erste Schrift dar, eine erste

Fassung, die man mit einer anderen Stadt überschreibt.

Fumagalli: Als wir vorher von den Bauten dieser jungen Architekten sprachen, haben wir auch festgestellt, dass wenn es so etwas wie eine Krise gibt in ihrem Schaffen, dann weniger in Bezug auf formale Fragen, wo man sich immerhin bemüht, von den Vorbildern der «Meister» wegzukommen, als vielmehr in Bezug auf die Glaubwürdigkeit, wenn es darum geht, die Architektur des einzelnen Gebäudes mit der Landschaft dieser Città diffusa in Relation zu bringen. Man kann sich auch fragen, ob es im Wohnungsbau nicht einen grundlegenden Widerspruch gibt, wenn ein privater Tatbestand, eine Familie mit zwei Kindern, auch ein urbanes Ereignis sein soll, das die Stadt und ihre Entwicklung zu bestimmen vermag.

Magginetti: Es geht nicht darum, die architektonische Form hervorzuheben, damit sie eine städtebauliche Valenz hat. Viel eher kann man behaupten, dass das Private einen starken Bezug zum Öffentlichen, zum Urbanen hat. Nehmen wir zum Beispiel die Haustür: Sie muss am richtigen Ort sein! Viele Architekten bauen wunderschöne Objekte von tadelloser Form, aber sie sind nicht fähig, die Haustür an die richtige Stelle zu setzen, und verfehlen damit den Bezug zur Stadt. Und man darf auch nicht vergessen, dass die Architekten mit einem weiteren, äusserst schwerwiegenden Problem konfrontiert sind, mit der Stadtplanung und den Baugesetzen, die absurde Vorschriften und Verpflichtungen festlegen – ein Grund für viele schlechte architektonische Lösungen.

Fumagalli: Die Stadtplanung befasst sich nur mit dem privaten Bereich, legt Bauvorschriften, Grenzabstände, Traufhöhen fest. Sie kümmert sich nicht um den öffentlichen Raum, der ja im Tessin überhaupt nicht existiert. Es gibt keine Plätze, Fussgängerzonen, Alleen und Pärke in der Peripherie, die zudem noch benachteiligt ist durch den histori-

schen Ursprung der Territoriums- aufteilung. Die Konsequenz dieser Politik ist, dass die Piazza del Sole in Bellinzona, projektiert von Livio Vacchini, der einzige neue öffentliche Raum seit dem Krieg ist, der im Tessin durch eine öffentliche Amtsstelle angeregt wurde. Etwas Neues werden vielleicht die beiden Projekte von Galfetti in Locarno bringen, für die neue Westzufahrt und den grossen Verkehrskreisel, sowie die Wettbewerbe für die Uferpromenaden in Lugano und Paradiso.

Magginetti: Noch sind wir in den Planungsmodellen des ORL von Zürich verankert. Im Tessin ist jetzt der Moment da, die wirklichen Themen der Planung anzugehen, jene, die sich auf die grossen Agglomerationen beziehen, ohne Rücksicht auf die politischen Grenzen der einzelnen Gemeinden. Es braucht eine überregionale Planung, die das ganze Luganese umfasst, das Gebiet von Ascona und Tenero oder Gross-Bellinzona. Denn jetzt muss im grossen Massstab entworfen werden, weil sich die Stadt über die politischen Grenzen hinweggesetzt hat. Nicht traditionelle Stadtplanung ist gefragt, es braucht Wettbewerbe, um herauszufinden, welches die Orte der Magie und der Attraktion sind. In dieser Hinsicht ist die Erfahrung von Luigi Snozzi in Monte Carasso bedeutsam. Das Potenzial ist vorhanden: Plätze und Baudenkmäler, die heute zusammenhangslos und ohne städtebaulichen Bezug sind, könnten zueinander in Beziehung gebracht werden, damit taugliche Städte entstehen.

Meyer: Man müsste zu einer Planung im architektonischen Massstab zurückkehren, wegkommen vom Schema des Zoning, des Festlegens von Volumen und Funktionen, damit man wieder über Architektur reden kann. Man muss zum Entwurf zurückkehren, um zu erreichen, dass die magischen Orte zu Bezugspunkten der neuen Stadt werden.

Übersetzung aus dem Italienischen
Gespräch und Objekt-Dokumentation:
Christa Zeller

Spektrum Ticino

Renato Maggini, Mauro Malisia e Lukas Meyer a colloquio con Paolo Fumagalli

La città diffusa

Fumagalli: Nelle pagine che seguono si è voluto illustrare la regione del Ticino con delle opere realizzate da giovani architetti. Non quindi le architetture di Botta, o Snozzi, o Vacchini, o Campi, o Galfetti, i cui temi formali, tipologici e di rapporto col territorio sono ormai conosciuti, ma i lavori di una giovane generazione che oggi inizia, anche con fatica, a proporre le proprie idee, le proprie convinzioni insieme con i propri dubbi e illusioni. È quindi un Spektrum un po' particolare che viene proposto, nell'auspicio che dando la parola – in questa tavola rotonda – e dando spazio alle immagini – nelle pagine che seguono – ai giovani si possa iniziare un discorso diverso e innovativo, comunque denso di punti interrogativi, sul Ticino e la sua architettura.

Malisia: Le 11 architetture che sono state scelte indicano altrettanti esercizi di progettazione, molti addirittura sembrano degli esperimenti, con un tentativo di staccarsi dai «debiti» culturali rispetto alla generazione che ha operato a partire dagli anni '70 in Ticino, quella di Botta e di Snozzi. Ma molto resta ancora da fare, perché l'ombra di questi «maestri» è sempre presente. Inoltre quasi tutte queste architetture evidenziano una grande preoccupazione a livello formale, nell'unico obiettivo di risolvere nel modo migliore la forma dell'oggetto architettonico. Ma dimenticando il tema fondamentale che allora aveva qualificato l'architettura nel Ticino: il rapporto col territorio. È un problema di background culturale, che non solo qualificava il mondo dell'architettura, ma addirittura la società di allora. Ho l'impressione che oggi i giovani vogliono disegnare solo delle belle forme elementari, delle scatole. Si ha paura di sbagliare, e la scatola è il modo migliore per non sbagliare. Il paesaggio serve solo per sapere da che parte sta il sole e da dove soffia il vento.

Meyer: Queste giovani architetture sono molto diverse tra loro, dove ogni progettista fa cose molto diverse dall'altro, alcuni più vicini alla «scuola ticinese», altri meno. Ma proprio questa eterogeneità è interessante, e ritengo che questa libertà di espressione sia un fatto positivo. Non credo sia né possibile né opportuno essere tutti unitari, formare una scuola, costituire una «tendenza». Il problema è invece il rapporto col paesaggio. Per i Botta e gli Snozzi degli anni '70 l'architettura dell'edificio doveva anche «costruire un luogo», porsi in un rapporto preciso col paesaggio. Ma oggi, che tipo di paesaggio si offre ai nostri occhi? **Maggini:** Un lavoro, tra gli 11 che

vengono presentati, mi sembra però interessante: il quartiere di case singole progettato da Meyer e Piattini. Un'architettura ben lontana dalla mia sensibilità, ma tuttavia interessante nel voler riprendere i temi quasi banali del muro intonato e dipinto, della finestra come buco nel muro, delle gelosie, del tetto inclinato. Ma l'interesse per questo progetto è soprattutto che propone qualche cosa di diverso dalla casetta in mezzo al prato o dalla casa a schiera, tematizza la casa unifamiliare con la proposta di una serie di villette affiancate le une alle altre, agganciate allo spazio pubblico della strada. È l'invenzione di un interessante rapporto tra topografia e parcelazione, con una misura che si ripete con regolarità, una regola dimensionale analoga al ruolo della trave in legno, la cui lunghezza ha dettato la misura con cui sono costruiti i nuclei dei villaggi. Ma comunque in generale, e i progetti pubblicati lo confermano, ai giovani il tema del territorio sembra non più interessare. È in effetti una posizione ben distante da quella degli architetti ticinesi degli anni '70, la cui unità non era tanto nell'espressione formale dell'architettura – e in effetti i riferimenti erano diversissimi, da Wright a Le Corbusier, da Kahn ad Aldo Rossi – ma piuttosto nella volontà di modernizzare il paese e soprattutto nel modo di inserire l'edificio nel terreno, e nello stabilire rapporti precisi col territorio.

Meyer: È vero, oggi è un momento di crisi in questa visione del paesaggio. Ma però è giusto anche dire che il paesaggio, nel Ticino, è molto forte, molto più forte dell'architettura. Se noi guardiamo un quartiere, o un gruppo di case all'interno di una parcelazione, le singole architetture non hanno alcuna importanza, ciò che conta è la regola urbana che le lega le une alle altre.

Fumagalli: È un'evoluzione che si può descrivere con chiarezza. Dopo la prima generazione di Tami prima e di Carloni poi, negli anni '70 c'è stata la formidabile «rivoluzione» dettata dai giovani architetti che allora iniziavano, con l'affermazione di Botta, Galfetti, Vacchini, Snozzi, Campi per citarne alcuni. Dove i temi erano prepotentemente volti non solo alla forma dell'architettura, ma anche al territorio. I successivi anni '80 e '90 sono invece stati anni di crisi, dove gli architetti che iniziavano a costruire avevano la matita paralizzata dall'influsso di chi li aveva preceduti, e il Ticino è stato disseminato con clonazioni a volta grottesche di edifici più o meno cubici in mattoni dalle facciate rigate orizzontalmente, edifici

«alla Botta» per intenderci. Erano anni di crisi nel disegno dell'oggetto architettonico. Oggi mi chiedo se non ci troviamo davanti ad una crisi dei giovani nel disegno del luogo, nel disegno del paesaggio. Se negli anni '70 è il territorio ad essere l'elemento fondante del progetto, oggi il giovane architetto sembra non crederci più. Perché il paesaggio ha perso le sue qualifiche formali, perché con la diffusione del costruito in tutto il territorio, con l'avvento della città diffusa, gli elementi qualificanti il paesaggio sembrano essere venuti meno. Insomma, il giovane oggi non crede più di poter cogliere il territorio progettando una semplice villetta.

Maggini: Io non credo alla città che va da Milano alle Alpi. Per me città è qualche cosa di più etico, dove esistono rapporti sociali precisi. In questo senso è più città il nucleo di Corippo che non la città Milano-Airolo. La città diffusa non ha alcun futuro né a livello di economia, né a livello sociale. La città è un luogo di scambio, in cui tutto si regge quando le infrastrutture sono le ossature che reggono e tengono assieme gli abitanti che questa città abitano. In una città sono fondamentali tre cose: primo, i cittadini, l'uomo cosciente di appartenere ad una comunità; secondo, le infrastrutture delle fognature, dell'energia, dei trasporti, delle comunicazioni; terzo, la nozione di limite, che è implicito nella definizione di luogo, è congruente con l'idea di infrastruttura perché essa non è infinita, e fissa il rapporto tra città e campagna. Dare un limite ad un luogo è fondamentale. Se si esce da tali limiti le infrastrutture scompaiono, o divengono labili perdendo di efficacia e comportando un grande spreco energetico. La città perde i propri legami.

Meyer: La città di oggi è la città diffusa. Esistono anche altre definizioni, ma oggi è una realtà. E capire questo significa anche capire cosa succede nel nostro territorio, significa capire la periferia. Una comprensione fondamentale per quando si deve costruire in questa «nuova» città.

Malisia: Anche perché i confini della città sono molto labili, anzi il suo significato stesso è difficile da identificare. Con la definizione di città diffusa si confessa di non sapere dove inizia e dove finisce la città. Non è più un ente civico ma solamente un ente spaziale, che non ha più confini.

Fumagalli: La città non significa solo continuità del costruito, ma è fatta anche di relazioni interne precise, di relazioni sociali e di lavoro, di rapporti tra i monumenti della città – il costruito e le piazze. Città diffusa è più che altro territorio urbanizzato, che non vuole ancora dire essere una città che funziona come tale. Se io seguo la descrizione delle infrastrutture fatta da Maggini, delle fognature e dei trasporti, senza dimenticare il concetto di limite, alla fine arrivo

però alla constatazione che il Ticino è in effetti una sola città. Perché il limite tra Bellinzona e Locarno, tra Bellinzona e Biasca, tra Lugano e Chiasso non esiste più, perché tutto il fondovalle del Cantone è costruito, perché già si pensa ad un'unica stazione ferroviaria per Alpransit. Anche le infrastrutture sono ormai finalizzate ad un'unica città che è la città Ticino. I limiti sono le Alpi.

Maggini: Mi va bene il concetto di città-regione Ticino, ma dove però al suo interno esistono dei «quartieri», che sono poi Lugano, Bellinzona, Mendrisio e Chiasso. Sono i quartieri della città Ticino. Sono convinto che questi «quartieri» devono ritrovare i loro limiti, ritrovare il confine con la campagna, e non penso affatto alla campagna coltivata. È un problema di gerarchie. Io accetto l'idea di città diffusa, alla condizione però di considerare anche la gerarchia del piccolo e delle sue specificità. E molti piccoli contribuiscono a definire il grande.

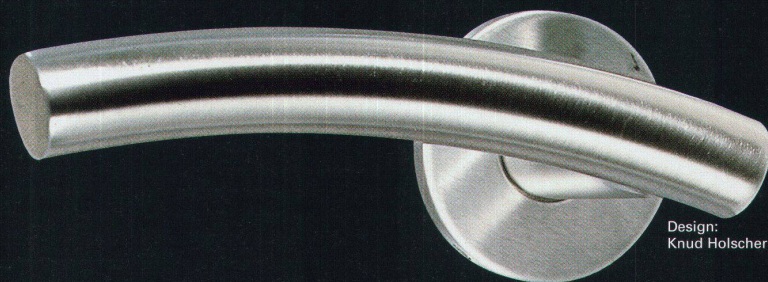
Meyer: Città regione o città diffusa è solo la definizione di un fenomeno urbano, non è un giudizio per sapere se è una cosa giusta o sbagliata. La valutazione invece va fatta su due scale diverse. Da un lato vi è la constatazione che il Ticino è una città diffusa, ma che poi ad un approccio maggiormente ravvicinato rivela i limiti, le infrastrutture, il verde e il costruito. Senza dimenticare poi i cambiamenti oggi in atto nell'uso della città: al sabato pomeriggio c'è più gente nel shopping center di Grancia che in piazza della Riforma a Lugano. Più gente in un luogo non urbano che dentro la città antica. Questo non è anche un problema di limite?

Malisia: Sì, ma però sono i luoghi del mercato, degli scambi, che una volta erano nel cuore delle città antiche, dentro i recinti medievali. Oggi sono i centri commerciali. In sé le funzioni non sono cambiate, sono cambiati solo i luoghi dove la gente si incontra. E poi, parliamoci chiaro, in Ticino si parla volentieri di città regione perché non esiste «la» città, ma tante piccole città. Il Ticino è un aggregato urbano che continuamente si allarga e ruba alla campagna, ma non è una città, non ha né la metropolitana né le infrastrutture di una grande città come Parigi. La città non è fatta solo di case e palazzi, ma ha anche una struttura civica. Il Ticino è fatto invece di «campanili», dove il singolo borgo, il singolo villaggio ha ancora una grande importanza.

Fumagalli: È però anche un'idea romantica di città, della città medievale con la sua chiesa, la sua piazza, il suo muro, il suo limite. Oggi la città è Los Angeles, la città diffusa per eccellenza. Un'enorme maglia urbana che si estende per 100 km su 100 km, al cui interno si ritrovano dei quartieri. C'è gente che abita in un quartiere che non è mai stata in un altro quartiere. In definitiva quando si parla di città diffusa Ticino si intende la stessa

BE
U . S . W .
CHLÄGE

d line die neue exklusive
Produktepalette



Design:
Knud Holscher

Beschläge U.S.W.

Böhrnrainstrasse 16, CH-8800 Thalwil
Telefon 01/722 90 00, Telefax 01/720 30 82

E-Mail info@usw.ch, Homepage www.usw.ch

Klare Formen,
überzeugendes
Design,
hervorragende
Funktionalität
und Qualität
sind die
Merkmale
dieses edlen
dänischen
Produktes.

Bestellen Sie unverbindlich
und kostenlos unser neuer
d line-Katalog

cosa. Un grande tessuto amorfo esteso, all'interno del quale ci sono delle isole, i «quartieri», e che corrispondono agli antichi borghi e villaggi, dove la lettura della crescita urbana è ancora possibile. Ma oltre il quale la crescita urbana è stata di un altro tipo, di diffusione nella campagna lungo quelle vie di comunicazione che hanno dettato la successiva dilatazione del costruito.

Malisia: A questo punto però si corre il rischio di concludere dicendo che tutto è città, che il Ticino è la periferia di Milano. Ho l'impressione che l'idea di città diffusa è accompagnata da una specie di lettura unitaria del luogo, negandovi le sue specificità. Il territorio è in realtà molto differenziato. Non è il deserto.

Meyer: È di nuovo un problema di scala. Si può leggere che da Milano ad Airolo si è formata un'unica città, ma si può anche leggere, alla piccola scala, il viottolo che dalla strada principale raggiunge il piccolo terreno su cui si deve costruire, lontano nella periferia. Si può allora ricordare quello che afferma Corboz, quando parla di palinsesto su cui tu scrivi dove già si è scritto. La periferia è una prima scrittura, una prima stesura, su cui poi sarà riscritta un'altra città.

Fumagalli: Quando all'inizio abbiamo parlato dei progetti di questi giovani architetti, abbiamo anche affermato che se oggi c'è una crisi tra loro non è tanto sulle questioni formali, dove anzi c'è il tentativo di emanciparsi dai modelli dei «maestri», quanto una crisi di credibilità nel fatto di poter relazionare l'architettura del singolo edificio col paesaggio di questa città diffusa. Si può anche aggiungere che esiste una contraddizione di fondo nel tema dell'abitazione, dove un fatto domestico costituito da due genitori con due figli deve anche diventare un fatto urbano capace di determinare la città e il suo divenire?

Magginetti: Il problema non è di enfatizzare la forma architettonica per far sì che abbia una valenza urbana. Piuttosto, si può affermare che il domestico ha sempre un rapporto fortissimo con l'urbano. Pensiamo solo a dove mettere la porta d'entrata: bisogna collocarla nel punto giusto! Tanti architetti fanno dei begli oggetti, formalmente ineccepibili, ma non sono capaci di mettere la porta, e quindi sbagliano il rapporto con la città. E non bisogna nemmeno dimenticare che gli architetti sono confrontati con un altro problema, gravissimo, ed è quello

dei Piani Regolatori, dove vengono fissati vincoli e regole assurde, spesso responsabili di molte errate soluzioni architettoniche.

Fumagalli: L'urbanistica si preoccupa di gestire solo il privato, di fissarne le regole edificatorie, le distanze dai confini e l'altezza delle case. Ma non si occupa del disegno dello spazio pubblico: che nel Ticino è totalmente assente. Non ci sono piazze, strade pedonali, viali alberati, parchi nella periferia, oltretutto già penalizzata da un frazionamento del territorio che ha origini storiche. Conseguenza di questa politica è che Piazza del Sole a Bellinzona, progettata da Livio Vacchini, è stato l'unico spazio pubblico nuovo nel dopoguerra che sia stato promosso da un ente pubblico nel Ticino. Qualche cosa di nuovo, forse, sta succedendo a Locarno, con i progetti di Galfetti relativi alla nuova entrata ovest della città e alla grande rotonda stradale, e a Lugano e Paradiso con i concorsi del lungolago.

Magginetti: Siamo ancorati ancora ai modelli di pianificazione del ORL di Zurigo o a quelli economici di Losanna. Nel Ticino è giunto il momento di affrontare i veri temi pianificatori, che

sono quelli relativi ai grossi agglomerati, non più vincolati ai confini politici dei singoli Comuni. Necessità di piani sovracomunali, che coinvolgono il luganese, o il territorio da Ascona a Tenero, la grande Bellinzona. Perché le scelte oramai sono in grande scala, perché la città si è estesa ben oltre i confini politici. Non fare dei piani Regolatori tradizionali, ma promuovere dei concorsi per identificare quali sono gli elementi di magia e di attrazione. In questo senso l'esperienza di Luigi Snozzi a Monte Carasso è significativo. Le potenzialità esistono, e piazze e monumenti oggi slegati e senza rapporti urbani potrebbero interagire tra loro per creare finalmente delle città qualificate.

Meyer: Tornare ad una pianificazione a scala architettonica, che esca dagli schemi dello zoning, dei volumi, delle funzioni, che sia capace ancora di parlare di architettura. Tornare al progetto, per far sì che i luoghi magici diventino i punti di riferimento della nuova città.